

MÜNCHENER UNIVERSITÄTSREDEN

In Verbindung mit der Gesellschaft von Freunden und
Förderern der Universität
herausgegeben von Rektor und Senat

Heft 3

Walther von der Vogelweide als Liebesdichter

R e d e

zur Mitgliederversammlung der Gesellschaft von
Freunden und Förderern der Universität München
am 4. März 1925

Auf Einladung des Vorstandes gehalten

von

C. VON KRAUS



München 1925

Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber

Münchener Universitätsreden

- Heft 1. **Leopold Wenger**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Von der Staatskunst der Römer**. Rede gehalten beim Antritt des Rektorats am 29. Nov. 24 . . . M. 1.—
Heft 2. **Eduard Schwartz**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Rede zur Reichsgründungsfeier der Universität München** am 17. Januar 25 . . . M. —.50
Heft 3. **Carl von Kraus**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Walther von der Vogelweide als Liebesdichter**, Rede am 4. März 25 M. —.50

Früher ist erschienen:

- Karl Vossler**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Die Universität als Bildungsstätte**, Vortrag gehalten im Deutschen Studentenbund am 15. Dez. 22 M. —.50
Karl Vossler, Geheimrat, Univ.-Prof., **Das heutige Italien**, öffentlicher Vortrag gehalten am 31. 12. 23 M. —.50



Münchener juristische Vorträge

Bisher sind erschienen:

- Heft 1. **Ernst Rabel**, Geheimrat, o. ö. Prof. an der Univ. München, **Aufgabe und Notwendigkeit der Rechtsvergleichung** M. —.65
Heft 2. **Erwin Riezler**, o. ö. Prof. a. d. Univ. Erlangen, **Die Abneigung gegen die Juristen** M. —.50
Heft 3. **Ernst Wilmersdörffer**, Rechtsanwalt in München, **Das neue Reichsbankgesetz und das Überweisungssystem nach dem Dawesplan** M. 1.10
Heft 4. **Otto Kahn**, Rechtsanwalt und Justizrat in München, **Die Goldmarkumstellung** M. 1.50
Heft 5. **Karl Geiler**, Rechtsanwalt und Univ.-Professor in Mannheim-Heidelberg, **Die Industriebelastung** M. 1.—
Heft 6. **Adolf Weber**, Geheimrat, Prof. an der Universität München, **Wirtschaft und Politik** M. —.80
Heft 7. **Friedrich Keidel**, Oberlandesgerichtsrat, München, **Die Aufwertung nach bürgerlichem Recht u. d. 3. Steuernotverordnung** M. 1.25
Heft 8. **Otto von Zwienedeck-Südenhorst**, Geheimrat, o. ö. Professor an der Universität München, **Macht und ökonomisches Gesetz** . . M. —.80

Es empfiehlt sich die Münchener juristischen Vorträge zu subscribieren, da nur wichtige Themen behandelt werden

Jedes Heft ist auch einzeln käuflich

Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber in München NW 12

Walther von der Vogelweide als Liebedichter

Rede

zur Mitgliederversammlung der Gesellschaft von
Freunden und Förderern der Universität München
am 4. März 1925

Auf Einladung des Vorstandes gehalten

von

C. VON KRAUS



MÜNCHEN 1925

VERLAG DER HOCHSCHULBUCHHANDLUNG MAX HUEBER

Walter von der Vogelweide
als Liebesdichter

Rede

anlässlich der Feier der 1000-Jahrfeier
des Mittelalters in München am 1. März 1925

C. Wolf & Sohn



Copyright 1925 by Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber, München
Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München, Printed in Germany

HOCHANSEHNLICHE VERSAMMLUNG!

Vor allem ist es mir, der ich Gelegenheit hatte, die hingebende Tätigkeit des Vorstandes der Gesellschaft von Freunden und Förderern unserer Universität im Vorjahre aus der Nähe kennen zu lernen, ein Bedürfnis, ein Wort des Dankes zu sprechen, des Dankes für die materiellen Mittel, die Sie bereitgestellt haben und weiter bereitstellen, nicht minder aber auch für die Gesinnung, die aus Ihren Gaben spricht, für die Teilnahme, die Sie damit für unsere Arbeiten bekunden und für die wahrhaft vornehme Art, mit der Sie helfen, ohne je danach zu fragen, ob Sie damit die Praxis und das Leben, in dem Sie zu meist mitten inne stehn, unmittelbar fördern: der Erfahrung eingedenk, daß die Theorie die Mutter der Praxis ist, und daß die Wissenschaft eine untrennbare Einheit bildet, mag sie sich mit Mensch oder Tier, mit Geist oder Körper, mit dem Kosmos oder dem Staat, mit dem Diesseits oder mit dem Transzendenten beschäftigen.

Den Geist, mit dem Sie Ihre selbstgewählte Aufgabe in schwerster Zeit begonnen haben, spiegelt am besten eine altorientalische Legende wider. Der Gott gibt jedem von drei Dschinnen einen Tropfen Wasser mit dem Befehl, ihn auf die beste Weise zu verwenden. Der eine taucht auf den Grund des Meeres, schließt den Tropfen in eine Muschel ein, und siehe, es wächst die kostbarste Perle. Der zweite netzt damit eine Rose, und siehe, sie entfaltet sich, von der Sonne beschienen, zu herrlichem Glanz und Duft. Der letzte aber zögert und zögert: er durchfliegt die weiten Reiche der Erde und kommt so an den Rand der Wüste, wo ein zartes Vöglein im Sande verschnarcht: dem reicht er den Tropfen auf die verdorrnde Zunge. Der Gott aber sprach zu ihm: „Du allein warst weise, denn du warst gut.“

Wenn die Gesellschaft Angehörige unseres Lehrkörpers eingeladen hat, ihren Mitgliedern Vorträge zu halten, so erwarten Sie von mir, an den diese ehrende Aufforderung zuerst ergangen ist, keine Perlen und keine Rosen. Aber ich lade Sie ein, einen Singvogel mit mir auf seinem Fluge zu begleiten.

Wohl einem jedem unter Ihnen ist die unvergängliche Szene vertraut, wie Herr Walther von Stolzing vor den versammelten Meistersingern von Nürnberg als Probe seiner Kunst das Lied anstimmt: „Am stillen Herd zur Winterszeit.“ Auf die Frage „Welch' Meisters seid Ihr Gesell?“ gibt er zur Antwort: „Ein altes Buch, vom Ahn' vermacht“ sei ihm Vorbild für sein eigenes Dichten geworden:

„Herr Walther von der Vogelweid',
der ist mein Meister gewesen.“

So hat dieser Dichter des dreizehnten Jahrhunderts seine Wirkung geübt bis in das Zeitalter des Hans Sachs und mit durch Richard Wagner bis in die lebendige Gegenwart hinein. Dem Wunsche, den er einst selbst in einem seiner letzten Lieder ausgesprochen hat: „Mein Minnesang, der dien' euch für, Und eure Gunst, die sei mein Teil“, diesem Wunsch ist Erfüllung geworden weit über die Grenzen hinaus, die er ahnen konnte.

Wenn wir jenes alte Buch, „vom Ahn' vermacht“, besäßen, wir würden darin kaum mehr lesen als was wir aus den Handschriften, die unsere altdeutsche Lyrik übermitteln, ohnehin kennen: etwa 80 Liebeslieder und gegen 100 einstrophiige Sprüche religiösen, poli-

tischen, persönlichen und didaktischen Inhalts. Das ist nicht eben viel für einen Dichter, der vierzig Jahre gewirkt, und für einen Ruhm, der sieben Jahrhunderte überdauert hat, und doch wird kaum sehr viel verloren gegangen sein. Diese alten Dichter haben eben mit gesammelter Andacht geschaffen, sie haben an das Handwerksmäßige der künstlerischen Technik und an das einzelne Wort so viel Liebe gewendet, wie manch eifertiger Nachfahr in unseren Tagen sichs gar nicht träumen läßt: „Neuere Poeten tun viel Wasser in die Tinte“ hat schon Goethe geklagt.

Und jenes Buch, „vom Ahn' vermacht“, es hätte uns diese Lieder der Liebe und die einstrophigen Sprüche sicherlich nicht in besserer Ordnung überliefert als unsere Handschriften: da steht Altes und Junges, Weltliches und Geistliches, Echtes und Unechtes in einem chaotischen Durcheinander beisammen, ja sogar die Reihenfolge der Strophen eines und desselben Gedichtes ist in verschiedenen Handschriften verschieden. So macht es uns die Überlieferung wahrlich nicht leicht, zu erkennen, von wo der junge Walther ausgegangen ist, welche Pfade er beim Fortschreiten fand und an welchem Ziele der Altgewordene anlangte. Auch äußere Zeugnisse fehlen so gut wie ganz: eine einzige Urkunde meldet wie zufällig den Namen des Dichters, für alles andere sind wir in der Hauptsache auf die historischen Anspielungen angewiesen, an denen die Sprüche so reich sind.

Die Forschung ist einen planmäßigen Weg gegangen: nachdem die Romantik die edle Schönheit dieser Gedichte gefühlt hatte, ohne sie zu erkennen, hat zunächst, wie es sich gehört, die Philologie im engeren Sinne eine Ausgabe geschaffen, die eine feste Grundlage für alle weitausschauenden Betrachtungen bot. Dann hat man sich mit besonderem Eifer um die Deutung der historischen Bezüge in den Sprüchen bemüht, und schließlich hat man das letzte und höchste Ziel jeder Kunstgeschichte ins Auge gefaßt: man hat gestrebt, die Gedichte so zu verstehn wie sie einst, da sie noch jung waren, gewirkt haben; man suchte die Einflüsse, die sie erfuhren und ausübten, klarzulegen und so zu einem Einblick in die Entwicklung des Dichters zu gelangen, soweit Beobachtung, Gefühl und Verstand in die geheimnisvollen Regionen vorzudringen vermögen, in denen sich das künstlerische Schaffen abspielt, bei dem Bewußtes und Unbewußtes, Erlebtes, Erlerntes und Erträumtes, sowie die gegenseitige Einwirkung von Form und Inhalt zu allen

Zeiten und in allen Köpfen in ewig wechselnden Kombinationen tätig sind.

Wie uns nun dieser Bildungsgang Walthers in seinen Liebesliedern erscheint, möchte ich in den Hauptzügen darstellen, fremde und eigene Beobachtungen verbindend. Ich sage absichtlich: „wie er uns erscheint“; denn wie veränderte Fernrohre ein verändertes Bild des Himmels geben, so blickt auch jede Generation mit anderen Augen auf zu den Sternen der Kunst.

Wo und wann der Dichter geboren ist, der in allen deutschen Landen heimisch werden und zeitlosen Ruhm erringen sollte, wissen wir nicht sicher. Aber das Entscheidende erfahren wir aus seinem eigenen Munde: daß er in Österreich singen und sagen (dichten und komponieren) gelernt hat. Wien, die Stadt Schuberts und Hugo Wolfs, war also auch die Stadt des jungen Walther; am wonniglichen Hof der Babenberger Leopold und Friedrich hat er, wie er später bekannte, die glücklichste Zeit seines Lebens verbracht. Das Publikum, das der junge Sänger hier fand, war wohl schon so wie noch heute: feinhörig, von unfehlbarem Geschmack, kritisch und doch fähig, sich zu begeistern. Wenigstens hat der Dichter erst später, in Thüringen, Anlaß gefunden, über Pöbel, selbst am Hofe, zu klagen. Walthers Zuhörerkreis bestand damals wohl meist aus Aristokraten, und so war auch die Kunst dieses Kreises eine streng höfische, ein idealisierender Spiegel der Anschauungen, von denen die Gesellschaft beherrscht wurde. Ihr oberstes Gesetz war die *Måze*, d. h. die Mäßigung in Gebärde und Haltung, in der Ruhe wie in der Bewegung, in Leid und Freud, in Liebe und Hassen. Der Frauendienst, der viele Formen von der Vassallität, dem Verhältnis des Dienstmannen zu seinem Herren entlehnte, galt als die vornehmste Betätigung, als das „Element guter Sitten“, und der Dichter war der Vassall seiner Herrin. Er stand in ihren Diensten: die Liebeslieder, die er ihr, der verheirateten Frau, weihte, sind ebenso wenig Zeugnisse wahrer Liebe, wie etwa die Opern späterer Jahrhunderte, die ein Hofkomponist seiner Fürstin dedizierte.

Diese Lyrik war nicht auf dem Wiener Boden gewachsen: sie wurzelte mit ihren Voraussetzungen in Frankreich, und vom Westen, aus dem Elsaß, war auch der Sänger gekommen, den uns Gottfried in seinem Tristan als den Führer im Chor der lyrischen Nachtigallen vor Walther nennt: die Nachtigall von Hagenau, Reimar,

wie wir aus den Handschriften erfahren. Dieser Reimar, von Wien angezogen wie nach ihm so viele Musiker, war der erste, der von der Kunst der Troubadours nur mehr die Voraussetzungen entnahm, die formale Vollendung und viele Motive, aber aus dem fremden Stoff seine eigenen Gebilde schuf. Ein träumerischer Mann mit einer zarten Seele, der auf die Schläge des eigenen Herzens lauschte und dabei überhörte, was in der Welt vor sich ging, sensibel und nervös reizbar, in den dunkeln Samt der Schwermut gehüllt, den er mit der Eitelkeit des Artisten in immer neue gefällige und kleidsame Falten zu legen wußte, eine feingestimmte Äolsharfe, die jeder Seufzer der eigenen Brust zu wohlklingendem Tönen brachte. Der Kreis seiner Motive ist eng, aber er bewegt sich darin mit Mozartscher Anmut, ohne je anzustoßen oder die Grenzen zu überschreiten. Können und Wollen waren in vollendetem Gleichgewicht. Er verdient Bewunderung, weil er alles kann was er will, und ist doch kein ganz Großer, weil sein Wollen nie hinausstrebt über das bedeutende Können. Ein gewaltiges Talent der Form also, ein zarter Seelenkünder, einer der feinsten Sprachkünstler, aber kein Genie: ein großer Vollender, aber kein kühner Wegbereiter.

Der rechte Mann also, einen etwas jüngeren wie unseren Walther die „Meisterregeln beizeiten“ zu lehren. Und so hat Walther von ihm wie von den andern, für uns namenlosen Dichtern des Wiener Hofes die Auffassung der Liebe und die daraus fließenden Motive, manch glückliche Wendung und die strenge Form gelernt. Aber seine Begabung lag nicht in der Richtung Reimars und seiner Genossen. Was wir von solchen Jugendliedern besitzen, macht keinen erfreulichen Eindruck und erreicht nirgends die Virtuosität des älteren Meisters.

In diese Wiener Sphäre gehört ein Lied Walthers, eine Bitte um Huld, die sein Kummer verdiene, weil er aufrichtig sei. Aber der Ton des Herzens fehlt, wir gewahren nur Reflexion und Verstand. Altkluge Jugend doziert, der Dichter begründet seine Bitte erschreckend logisch, kausale Partikeln, die Feinde aller lyrischen Poesie, drängen sich zusammen, das Ganze ist bloß gedacht, nicht empfunden, der Satzbau ist un gelenk, die Sprache ohne eigene Prägung, und die Gedanken schießen unruhig hin und her, so daß die vier Strophen eines äußeren Bandes bedürfen, um zusammengehalten zu werden. Steifer rhetorischer Prunk wirkt verblaßt, über dem Ganzen liegt

der Staub der Schule. Statt echten Gefühls bloße Galanterie, aber noch ohne Humor; die kunstreiche Maschinerie wirkt schwerfällig, der landschaftliche Hintergrund fehlt ganz, und stets ist mehr von der abstrakten Liebe die Rede als von der lebendigen Geliebten. Denn es ist schwieriger, Empfindungen in gefällige Formen zu gießen als Gedanken. Dieses und andere Gedichte dieser Art, durchaus dem Kreise der „hohen“ Minne angehörig, scheinen mehr Produkte einer bestimmten Periode als einer bestimmten Persönlichkeit zu sein. Wenn Walther in diesem Geschmack fortgedichtet hätte, auch mit wachsender Vollkommenheit: es wäre sehr fein geworden, aber es hätte keinen höheren Zweck gehabt: ein schönes Spiel, aber doch nur ein schönes Spiel.

Schon jetzt scheint aber unser Dichter gemerkt zu haben, wie fern die Art Reimars von seiner eigenen Begabung ab lag: wir haben Gedichte, in denen er diesen parodiert, aber er bekämpft den Gegner noch mit dessen eigenen Waffen.

Das Jahr 1198 änderte die äußere Lage Walthers von Grund auf: sein Gönner Herzog Friedrich starb, er muß den gastlichen Boden Wiens verlassen und wird hinausgestoßen in die deutsche Welt, um als Fahrender sein Brot zu suchen. Weit führte ihn sein Weg, viele der kürzeren oder längeren Stationen lernen wir aus seinen Sprüchen kennen. Am Hof wie auf der Straße bringt er seine Lieder zum Vortrag, mit dem Publikum wechselt der Geschmack, jeder Tag stellt seine neuen Forderungen. Auf solchen Reisen kam er auch mit anderen Fahrenden zusammen, auch mit denen, die in lateinischer Sprache ihre Lieder sangen, den Vaganten, wie man sie mit einem gar mancherlei Menschenkinder umfassenden Namen bezeichnet. Durch die Bekanntschaft mit ihrer von der höfischen Weise so ganz abweichenden Lyrik hat Walther ganz neue Anregungen empfangen, Anregungen, die seiner Kunst ein anderes Gepräge gaben. Von dieser Vagantenlyrik sind seine Lieder der „niederer“ Minne befruchtet, d. i. Liebesgedichte, die sich nicht mehr an die verheiratete Dame von hoher Abkunft und reichem Besitz wenden, sondern an ein unschuldiges Mädchen, arm und niederen Standes.

Jetzt läßt der Dichter die Geliebte ein um sich zu sehen, welche Wundergaben der Mai besitzt: „Seht den Geistlichen, den Laien, wie das alles lebt. Ich weiß nicht ob er zaubern kann: wohin er kommt in seiner Wonne, da ist alles jung. Auch wir wollen fröh-

lich sein. Tanzen, lachen und auch singen, ohne jeden Harm. Ach wer könnte traurig sein? Da die Vögelein so prächtig ihre schönsten Weisen singen, tun wir's ihnen gleich. Heil dir, Maie, wie du alles friedensvoll zu schlichten weißt. Wie du Wald und Aue kleidest und die Heide schöner noch, mit reichrer Farbenpracht: „du bist kürzer, ich bin länger“ also streiten auf dem Anger Blumen und der Klee.“

Der rote Mund der Geliebten soll ihn nicht so grausam verlachen: „wie kann die Begnadete nur so ohn' alle Gnade sein? „Macht mich doch auch froh, blickt um euch: all die Welt hat ihre Freude: möchtet ihr auch mir ein kleines bißchen Freude spenden.“ Mit wenigen Strichen steht der lachende Mai vor uns, und nun gegenüber der Freude der Natur und der Menschen der Dichter, dem all das nicht hilft, weil sein Mädchen grausam ist: wir sehen sie leibhaftig wie ihr Mund ihn auch noch schadenfroh anlächelt. Er und sie abseits von Natur und Welt, er erfüllt von seinen Sorgen. Und doch wieder beide mit der Umgebung fein verbunden: der Mai, wie er alles in Frieden schlichtet, sei ihr ein Vorbild; und ebenso die Welt, mit ihrer harmlosen Fröhlichkeit.

Dabei sind Huldigung und Bitte in eins verschlungen: die Huldigung, daß ohne sie der Mai für ihn keine Freude hat, und die Bitte, solch großer Liebe ein klein wenig Lohn zu schenken.

Bei aller Hingabe aber kein Hinaufschauen zu einer Höheren: ein Liebender zu seiner Geliebten, Mensch zu Mensch: und offen gegen die Schadenfrohe seinen Vorwurf wendend.

Die Diktion schlicht, aber von der Natürlichkeit, die in Wahrheit höchste Kunst ist: die rhetorischen Mittel sind da, auch hier, aber sie sind nicht aufgeklebt, sie wachsen natürlich heraus als flöße alles im Augenblick von den Lippen. Um ebensoviel heimlicher Kunst auch im Bau der Strophe, in der Musik der Sprache, im Klang der Reime, in der diskreten Verkettung der sechs Teile zu einem höheren Ganzen, auch mit formalen Mitteln. So ist das Einfache, wie so oft in der Kunst, das Komplizierteste.

All das ist nichts Volkstümliches, so wenig wie der Heldensang, unsere Nibelungen und unsere Kudrun, Volkskunst sind. Walther hat das von den Vaganten gelernt: zwei lateinische Gedichte, die mit dem Liede Walthers verbunden in der auf unserer Staatsbibliothek aufbewahrten kostbaren Sammlung von Vagantenliedern aus Bene-

diktbeuern enthalten sind, weisen in Inhalt und Strophenbau nahe Beziehungen auf, die sich noch mehren lassen, wenn man sonstige lateinische Lieder heranzieht.

Auch dort sind wir im Frühling, die Flur steht in Blüten, die einander anlächeln, die Vögel singen in süßer Melodei; der Wald spendet Laub und Blüten und Düfte; Jünglinge und Mädchen geben sich in wachsender Zahl der Freude hin; ein Tanz vereint Mutter und Tochter unter der Linde. Der Dichter aber seufzt, daß er das alles für nichts achte gegen den Besitz der Geliebten.

Diese und verwandte lateinische Lieder haben viele Züge für Walthers neue Art zu dichten gegeben; die Geistlichen und Laien, ein Paar, das vor Walther im deutschen Liebeslied nie nebeneinander gestanden hat, entstammen der lateinischen Dichtung, wo der Gegensatz von Kleriker und Ritter die schönsten und geistreichsten Strophen geschaffen hat; der Frohsinn der Menschen im Frühling; der Mai, der die Bäume kleidet; die Grausamkeit der Geliebten in der allgemeinen Freude; seine Trauer trotz des Mais; das Festhalten des Augenblicks, wie es sich beim Zug von dem schadenfroh lächelnden Mund offenbart, all dies und manches andere, kehrt in jenen lateinischen Gedichten wieder. Und so haben auch Walthers übrige Lieder der niedern Minne viele Motive mit der Vagantenspoesie gemein. Man hat gemeint, Walther sei hier der Anreger gewesen, aber gerade beim Mailied beweist seine Form das Gegenteil. Und vor allem: es ist wahrscheinlicher, daß Walther diese neue Art der Kunst auf seinen zahlreichen Wanderfahrten durch die vielen Vaganten kennen und schätzen lernte und sich von ihnen zu einer im deutschen Minnesang ganz neuen Weise anregen ließ, als daß der eine Deutsche mit wenigen Liedern auf so viele lateinische Dichter gewirkt hätte. Denn neu waren diese Töne im deutschen höfischen Minnesang. Er stellt die Geliebte, weil sie gut und schön ist, über all die Frauen, die reich und adeliger Abkunft sind, und nimmt ihr gläsernes Ringlein statt des Goldreifs der Königin; er gibt der herkömmlichen Minne, die nach Gut und Äußerem geht, den Abschied und preist die wahre Neigung des Herzens. Er schildert, wie ein Traum ihm die Vereinigung vorspiegelt, da der Baum seine Blüten auf die Liebenden hernieder sendet, ganz im Sinne von Wagners Hanns Sachs: „Das grad ist Dichters Werk, Daß er sein Träumen deut' und merk“; er läßt das Mädchen sich in der Er-

innerung an heimlich genossenes Glück unter der Linde ergehen, von dem nur sie beide und ein verschwiegenes Vöglein wissen. —

All das war neu und weckte in den höfischen Kreisen starken Widerspruch. Walther hat sich gegen die Kritiker zu wehren: „denn wer als Meister ward geboren, der hat unter Meistern den schlimmsten Stand.“ Man warf ihm vor, daß er seine Lieder an die unteren Sphären richte: er erwidert, die Leute wüßten nicht, was wahre Herzensneigung sei, und preist die natürlichen Gaben seines Mädchens umso wärmer. In all diesen Liedern der niederen Minne lebt eine Innigkeit, Anmut und Wärme, die im ganzen altdeutschen Minnesang nicht ihresgleichen hat. Sie unterscheiden sich aber auch von all der lateinischen Liebesdichtung durch die Reinheit und den Adel der Empfindung. Die mittelalterlich-mönchische Verachtung des Weibes zeigt sich bei den Vaganten in der Wahl ihrer Mädchen. Walthers Geliebte dagegen braucht vor keiner ihrer Genossinnen die Augen niederzuschlagen. So stellen diese Lieder eine neue Gattung dar: sie verleugnen auch in der Verbindung mit der Vagantenpoesie nicht ihre edle Abkunft aus den höfischen Kreisen.

Walther war aber nicht der Mann, auf einer Stufe, mochte sie auch noch so hoch sein, niederzusitzen und behaglich auszuruhen. In einem vielgedeuteten, dunkeln Liede, das aber Licht von anderen her empfängt, hat er auch der niederen Minne wieder den Abschied gegeben: die Neigung des Herzens, die ihn einst zum einfachen Mädchen geführt hat, sie leitet ihn jetzt wieder, vielleicht zu seinem Unheil, zur hochstehenden Dame. Das ist eben nach seiner eigenen Empfindung sein Verderben, daß er nicht Maß zu halten weiß, wenn ihn die Neigung überkommt: die niedere Minne hat ihn mit ihren Qualen fast getötet und jetzt ist er wieder krank von hoher Minne.

Auf dieses Bekenntnis folgt ein belebter Dialog zwischen dem Dichter und seiner Dame, der sich um eben diese *mâze* dreht, die Walther so schätzt und die er doch nicht zu erringen vermag. Jetzt ist es ein wirkliches Wechselgespräch mit Rede und Gegenrede, nicht wie in früheren Gedichten Walthers ein Nebeneinanderstellen zweier Monologe, in denen Dame und Dichter aneinander vorbeisprechen. Andere Lieder dieser neuen Periode, zeigen den künstlerischen Gewinn, den die niedere Minne ihm gebracht hat. Mai und Frauenschöne treten jetzt in Wetteifer miteinander: die Palme reicht er der Schönheit der Frau. Es ist reizvoll zu beobachten, wie in diesem

Gedicht diese beiden Quellen von Walthers Kunst zu einem klaren Strom zusammengeflossen sind: die kunstvoll gebaute, reiche Strophe stammt aus dem höfischen Minnesang, von dort kommen auch viele Züge, die er der Gestalt seiner Heldin leiht, sie ist *ein edeliu schœne frouwe reine*, also eine Aristokratin, in prächtigem Gewand, das Haar mit Sorgfalt geschmückt, erfüllt von der frohen Stimmung, mit der Frauen zu einem geselligen Feste eilen. Aber die frischen Farben, mit denen der Mai gemalt ist, stammen aus der lateinischen Poesie und ebenso der Zug, die Frau in der Bewegung des Augenblicks darzustellen: sie ist im Schreiten zu dem Feste begriffen, sie blickt sich bisweilen ein wenig um, „ein wenig“, denn die Erziehung verbietet, was die Tochter Evas doch nicht ganz lassen kann. Und lateinischer Herkunft ist wohl auch das Grundmotiv, der Streit zwischen Maienpracht und Frauenschöne.

Die Komposition ist überaus klar: die erste Strophe gilt dem Mai, er bringt die halbe Wonne des Himmels. Aber es gibt etwas, das das Auge noch mehr erfreut. In der Mittelstrophe tritt die Frau sieghaft auf: „wir lassen alle Blumen sein und starren auf das edle Bild“. Und in der letzten folgt die Aufforderung an die Zuhörer, hinzugehen und mit eigenen Augen prüfend zu vergleichen. Er selbst, müßte er eines um das andere hingeben, er wüßte schon zu wählen. Bevor er von seiner Herrin ließe, dürfte der Mai gern zum März werden.

Die unerwartete Pointe, mit der das Lied schließt, weist uns auf eine dritte Quelle, neben höfischer Poesie und der Vagantendichtung, für Walthers reifere Liebeslieder: ich meine seine eigene Spruchdichtung. Der politische und der lehrhafte Spruch wie die literarische Polemik wirken am besten, wenn uns zum Schlusse noch Humor, Witz oder Derbheit überraschen. Der spätere Walther, der solche Pointen in seinen Sprüchen so ausgezeichnet verwendete, hat das aufs Liebeslied übertragen und ist so sein eigener Schüler geworden: die Schönheit seiner Geliebten nennt er ihr Kleid, die herrliche Hülle ihres Leibes; solches Kleid würde er gerne annehmen, sowenig er sonst je getragene Kleider genommen hat. Aber hier würde selbst der Kaiser für solch wonnige Gabe zum Spielmann: „Hier, Kaiser, spiel! Nein, Majestät, tuts anderwärts.“

Literarische und politische Fehde hat den Gegner von jeher derb angepackt. Walther springt gelegentlich, wenn sein Zorn gereizt ist, mit der Geliebten nicht glimpflicher um. Wenn frühere Dichter

sie eine Räuberin und Mörderin nannten, so war das eine bloße Galanterie, bestimmt, die Macht der Dame über den armen Gefangenen recht deutlich zu malen. Walther aber ruft aus: „Wenn ich in ihrem Dienste alt werden soll, sie wird inzwischen auch nicht viel jünger. So ist mein Haar wohl so ergraut, daß sie dann einen jungen will. Nun, Gott zum Gruß, ihr junger Mann, dann rächet mich und gerbt mit Rutenzweigen ihr das alte Fell!“

Auch das starke Hervortreten der eigenen Persönlichkeit, das bewirkt, daß irgend ein Lied gerade nur der Eine und kein anderer gesungen haben kann, kommt wohl von der Pflege des Spruches her. Walther hat damit mehr Eigenart und mehr Leben in die Lyrik gebracht und damit einen großen Fortschritt erzielt; denn nichts ist dem Menschen so schwer erreichbar wie das eigene Ich.

Solche Einwirkung von Spruchelementen auf die Liebesdichtung wird bei ihm oft so stark, daß man einheitliche Lieder, die neben der Huldigung der Geliebten sich mit der feindlichen Welt auseinandersetzen, in mehrere Teile zerschlagen zu müssen geglaubt hat. —

Eine letzte Anregung für seine Lyrik dankt Walther dem Wanderleben. Für ihn war es eine Qual, über die er oft beweglich klagte. Aber diese Qual des Dichters ward, wie so oft, der Segen seiner Kunst, denn auch die Kinder des Geistes werden unter Schmerzen geboren.

Die Not führte den Dichter an viele Höfe und zu wechselnden Herren, der Geschmack seiner Hörer war hier zart und dort derb, bald mehr der Form zugewendet, bald mehr dem Inhalt, die Notwendigkeit, das Gehör immer neuer Kreise zu gewinnen, ließen ihn nicht in einer Bahn behaglich verharren, und er traf auf seinen weiten Wegen Künstler wie Heinrich von Morungen und Wolfram von Eschenbach, zwei Männer, jeder in seiner Art genial, jeder mit gleichem Temperament und gleicher Phantasie begabt, aber jeder ein anderes Extrem der Kunst seiner Zeit verkörpernd, der eine betörend durch die Art, wie er sein ungestümes Empfinden in die Bande idealisch-schöner Formen schlug, der andere überwältigend durch die ungebändigte Urkraft seiner Begabung.

Unter solchen Eindrücken ist Walther über die alte Weise Reimars hinausgewachsen. Die künstlerische Entfernung von dem einstigen Rivalen, mit dem er so oft die Klinge gekreuzt und dessen selbstgefällige Eitelkeit ihm die Person unsympathisch gemacht hatte, gab

ihm die Ruhe, der Kunst des Dahingegangenen gerecht zu werden: er legte auf sein Grab den Lorber nieder, um den er mit dem Lebenden einst so heiß gerungen hatte.

Als der Dichter selbst dem dunkeln Tal des Todes nahe gekommen war, da hat seine Kunst noch einmal neue Pfade beschritten. Seine Gedanken wenden sich ab von dem, was seinem Leben und Fühlen einen großen Teil seines reichen Inhalts gegeben hatte, und richten sich von dem Vergänglichem weg auf das Jenseits. In einem schwermütigen Liede von inniger Empfindung und kunstvoller Form, in fünf weit ausladenden Strophen hat er die Abkehr vollzogen. Der Grundgedanke, der dem Ganzen seine feste Einheit gibt, ist die weise Erkenntnis, daß erst das Ende den wahren Wert der Menschen und Dinge offenbart. Wer unverzagt strebend sich bemüht wert zu sein, wie das der Dichter von Jugend auf getan, der ist wert, mag er auch niedrig gestellt sein. Solcher Probe auf das Ende ist die Welt, für die der Dichter tausendfach den Leib und, was allzuviel war, auch die Seele aufs Spiel gesetzt hat, nicht gewachsen: Jetzt ist er alt und sie treibt mit ihm ihre Narrenspossen und verlacht ihn obendrein. Aber sie soll nur lachen! Auch ihr wird der Tag des Elends kommen, ihr alles nehmen was sie den Menschen genommen hat und sie auch noch in Flammen verzehren. So hat ihr Wert keine Dauer. Aber auch die Erscheinung der Geliebten hat Schönheit und Sprache verloren; etwas Wunderbares, das in ihr wohnte, ist entflohen, und das Gebilde verstummt: seine lilien- und rosengleiche Farbe ist bleich geworden, Duft und Glanz sind dahin. Möge die eigene Seele des Dichters den Kerker seines Leibes so verlassen, daß sich einst beide wieder froh zusammenfinden. Auf dieser Erde hat er gar viele, Männer wie Frauen, froh gemacht: hätte er verstanden, für das eigene Heil zu sorgen! Aber seine Seele kündigt ihm, daß nur Eines für immer Wert habe: die wahre, die beständige Liebe. Die Liebe aber, nach der der Leib gestrebt hat, ist vergänglich und unvollkommen. — So wandelt sich der Dichter der irdischen in den Dichter der himmlischen Liebe.

Und in jenseitige Gedanken klingt auch das letzte datierbare Gedicht Walthers, seine große Elegie, aus. Sie ist, wie wir jetzt wissen, im Oktober 1227 entstanden und dient dem Zweck, unter der österreichischen Ritterschaft Teilnehmer für den Kreuzzug des Kaisers zu werben, trotz dem Widerstreben des Herzogs, der so viele Kräfte

für die Verteidigung des eigenen Landes nicht entbehren wollte. Es ist eine große Klage über die Veränderungen, die mit der Zeit, mit der Landschaft wie mit ihren Menschen seit den Jugendtagen des Dichters vor sich gegangen sind, eine Klage, die in den Worten wie wohl auch in der Weise mit feiner Überlegung stark anklingt an das Heldenepos von den Nibelungen. So mahnt der greise Dichter die österreichische Ritterschaft mit den künstlerischen Mitteln ihrer trauesten und stolzesten Schöpfung aus der trüben Heimat den Weg zu nehmen in das ferne gelobte Land und verheißt ihnen als Ziel die ewige Heimat und als Lohn die Krone der Seligkeit.

Der lange Weg aber, den er gegangen ist, führt an seinem Ende wieder an den Anfang zurück: von Wien nach Wien, in seiner Kunst wie in seinem Leben, soweit es sich in dieser Kunst spiegelt.

Was in diesem sich schließenden Kreise inne liegt, die weiten Fahrten von der Seine bis an die steirische Mur und vom Po bis an die Trave bei Lübeck hat dem Dichter reichen Gewinn gebracht. Aber auch dem Menschen; denn in der Fremde wurde er sich bewußt, daß es ein Glück und ein Stolz ist, Deutscher zu sein, und er hat es, der erste von unseren Dichtern, in einem Liede frei herausgesungen. „Unheil möge mir widerfahren, wenn ich mein Herz je dazu bringen könnte, daß ihm fremde Art gefällt: die deutsche Zucht geht allen anderen voran. Tüchtigkeit und reine Liebe, wer die suchen will, der soll kommen in unser Land.“ Mancherlei hat zusammengewirkt dieses Lied anzuregen: der Wettstreit mit Reimar, dann wohl auch die Strophen eines romanischen Troubadours, der die Deutschen verächtlich machen wollte. Schließlich der Wunsch, die Herrin durch ein Zeichen der Treue zu rühren. Seine Wirkung, schon auf die Zeitgenossen, war groß, und es hat tieferen Sinn, wenn es den ersten Widerhall geweckt hat bei dem Steirer Ulrich von Liechtenstein; denn an den Grenzen des Sprachgebiets sind von Alters her die bewußtesten Deutschen gewachsen.

Wir haben nur die eine Seite von Walthers Dichtkunst betrachtet: seine Liebeslyrik. Aber auch wenn wir die Sprüche in ähnlicher Weise hätten würdigen können, so wäre das immer noch erst die Hälfte seiner Kunst. Die andere, musikalische, ist uns fast ganz verloren; denn die Melodien, die er zu seinen Liedern und Sprüchen schuf, sind uns nur zu einem verschwindenden Teil überliefert, und das wenige in so unsicherer Notierung, daß dem Zweifel großer Spiel-

raum bleibt. Das ist ein ungemein schwerer Verlust, denn der Dichter des Tristan, ein Mann, der selbst von Musik erfüllt war, rühmt den Komponisten Walther mit besonderer Wärme. Aber das ist das Schicksal aller Musik: die Kunst, die auf den Empfänglichen in höchster Freude und in tiefstem Leid am stärksten wirkt, hat unter all ihren Schwestern das kürzeste Leben. —

Aber auch was uns von Walthers Schaffen geblieben ist, sichert ihm in der alten deutschen Lyrik die erste Stelle. Er hat Spruch und Liebeslied, die bis dahin in verschiedenen Händen gelegen waren, beide gemeinsam in seine Pflege genommen und sie beide erweitert und vertieft; in den engen Rahmen des Spruches hat er die Probleme der großen Politik hineingestellt; und das Lied hat er innig und natürlich, anmutig und heiter gestaltet. Überall hat er seinen eigenen Maßstab gefunden und ihn unbefangen an die Menschen und Dinge angelegt: die Güte des schlichten Mädchens steht ihm höher als alle Schönheit der Dame von Welt; die wahre Minne beruht auf der Neigung des Herzens; und wer mit *unverzageter arebeit* danach strebt, innerlich *wert* zu sein, der gehört zum Kreise der Vornehmen, wenn auch sein Stand niedrig ist. Er hat Gott und der Welt, Herren und Frauen gedient, den Mächtigen seiner Zeit gehuldigt oder sie bekämpft. Humor und Ernst, Haß und Liebe, Gedanken und Empfindungen sind aus seiner Seele gekommen und haben die Menschen erquickt und erhoben, leidenschaftlich erregt und sanft gerührt. Und all diesen Reichtum des Inhalts hat er in mannigfach wechselnden edlen Formen dargeboten.

Was ihn uns aber besonders teuer macht, das ist doch, daß dieser große Dichter zugleich ein bewußter Deutscher gewesen ist. Dem dankt auch er, wenn auch in anderem Sinne als Walther von Stolzing, „heut' sein höchstes Glück.“ Von seiner Kunst und ihrer tiefen Wirkung auf die Zeitgenossen und Nachfahren wissen heute nur wenige: aber überall wird sein Name mit Verehrung genannt, wo Deutsche ihres Deutschtums froh sind.

Im gleichen Verlag ist erschienen:

Karl Vossler:

Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie

(VIII, 272 Seiten. 8^o) — Broschiert RM. 5.—, gebunden RM. 6.50, handgebunden Halbleder RM. 10.—

An Julius von Schlosser / Grammatik und Sprachgeschichte oder das Verhältnis von „richtig“ und „wahr“ in der Sprachwissenschaft / Das Verhältnis von Sprachgeschichte und Literaturgeschichte / Kulturgeschichte und Geschichte / Das System der Grammatik / Das Leben und die Sprache. / Über grammatische und psychologische Sprachformen / Der Einzelne und die Sprache / Die Grenzen der Sprachsoziologie; Vorwort / Poesie und Prosa / Beredsamkeit und Umgangssprache / Register

Literar. Jahresbericht des Dürerbundes 1923: Zuletzt ein einsames Werk: Karl Vosslers Aufsätze zur Sprachphilosophie. Vossler ist der einzige heute, der vom Leben der Sprache tiefsinnig und doch ganz sachlich spricht. Der zeigt, was sie treibt und wie sie sich wandelt, und was das bedeutet in all seiner Tragweite. Auch von der Erforschung dieser Probleme. Mit immer neuem Staunen liest man die Meisteranalyse, die leichtkräftigen Beispielsbetrachtungen, diese Einblicke in Menschtum und Gesellschaft . . .

Prof. Dr. med. et phil. **Franz Oppenheimer** Frankfurt a.M.

Gesammelte Reden und Aufsätze

I. Band

Wege zur Gemeinschaft

VIII. 513 S. gr. 8^o auf bestem holzfreiem Papier, brosch. Rm. 8.50, Leinen gebunden Rm. 11.—

INHALT: Vorwort / Wissen und Werden / Die gegenwärtige Krisis in der deutschen Volkswirtschaftslehre / Physiologie und Pathologie des sozialen Körpers / Zur Theorie der Genossenschaft / Die soziale Bedeutung der Genossenschaft / Die Gewerkschaft / Lloyd George und der englische Großgrundbesitz / Der russische Bauer / Was uns die russische Agrarreform bedeutet / Ostelbische Tagelöhne und Landflucht / Gemeineigentum und Privateigentum an Grund und Boden / Zur Geschichte und Theorie der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften / Die Arbeits- und Pachtgenossenschaften in Italien / Ein gescheitertes sozialpolitisches Unternehmen / Bodenwertsteuer oder innere Kolonisation / Gemeinwirtschaft / Die Revolutionierung der Revolutionäre / Eine Revision des sozialdemokratischen Programms / Freier Handel und Genossenschaftswesen / Wohnungsfragen und Volkskrankheiten / Die Kaufkraft des Geldes / Zur Geldtheorie / Das Bodenmonopol / Zwei neue Lehrbücher der Ökonomie / Alfred Amons' „Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie“ / Die Utopie als Tatsache

Ein Standardwerk wissenschaftlicher Durchdringung und Darstellung aktueller Probleme der Vergesellschaftung liegt hier vor

Der zweite Band, **Soziologische Streifzüge** erscheint im Laufe des Jahres

Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber, München NW. 12

Leopold Wenger

Geh. Justizrat, o. ö. Professor an der Universität München

Institutionen des römischen Zivilprozessrechts

(gr. 8° XII, 356⁷/8.) in Leinen gebunden RM. 10.—

Das römische Zivilprozessrecht ist das in den letzten Jahrzehnten meistbehandelte Gebiet des römischen Rechts. Zahlreiche Abhandlungen in der deutschen und vor allem in der italienischen Literatur haben dafür eine ganz neue Forschungsgrundlage geschaffen. Aber es fehlt vollständig an einer zusammenhängenden Darstellung, die all das Neue verwertete. Eine solche wird denn auch seit Jahrzehnten als dringendes Bedürfnis empfunden, da alle früheren Lehrbücher überholt und außerdem vergriffen sind. Hier wird nun das erstmalig in der deutschen Romanistik seit 1883 eine Gesamtdarstellung von einem seit Jahren auf diesem Gebiete tätigen Forscher unternommen. Die stets fortdauernde Bedeutung des römischen Rechts für unsere Gegenwart sichert dem Werke einen Interessentenkreis von Juristen, Historikern und Philologen. Das Buch wird in keiner derartigen Fachbibliothek, aber auch in keiner allgemeinen Bibliothek fehlen dürfen.

OTTO SCHREIBER

Ord. Prof. der Rechte an der Universität Königsberg, Geh. Regierungsrat

DIE KOMMANDITGESELLSCHAFT AUF AKTIEN

Eine handelsrechtliche Untersuchung

(gr. 8°, 272 S.) Broschiert Mk. 8.50, Leinen Mk. 11.—

I N H A L T: Vorbemerkung. I. Kapitel. Die Rechtsnatur der Kommanditgesellschaft auf Aktien. § 1. Übersicht über den Stand der Frage. § 2. Von der Rechtsfähigkeit privatrechtlicher Körperschaften. § 3. Grenzen der Rechtsfähigkeit der Kommanditgesellschaft auf Aktien. II. Kapitel. Die Gründung der Kommanditgesellschaft auf Aktien. § 4. Der Gründungsvorgang von der Feststellung des Gesellschaftsvertrages bis zur Eintragung in das Handelsregister. § 5. Die Rechtsverhältnisse aus der Gründung. III. Kapitel. Das Recht der gegründeten Kommanditgesellschaft auf Aktien. I. Abschnitt. Allgemeines. § 6. Die Rechtsträgerschaft. II. Abschnitt. Die Geschäftsinhaber der KAG. § 7. Allgemeines. § 8. Das Innenverhältnis. § 9. Das Außenverhältnis. § 10. Wechsel in der Person der Inhaber; Beginn und Ende des Inhaberverhältnisses. III. Abschnitt. Aktionäre. § 12. Die Generalversammlung. § 13. Der Kommanditistenverband. IV. Abschnitt. Der Aufsichtsrat und sonstige Organe. § 14. Der Aufsichtsrat. § 15. Sonstige Organe. V. Abschnitt. Veränderungen in der Kommanditgesellschaft auf Aktien. § 16. Satzungsänderungen. § 17. Die Kommanditgesellschaft auf Aktien unter Geschäftsaufsicht. IV. Kapitel. Nichtigkeit und Ende der Kommanditgesellschaft auf Aktien. § 18. Tatbestände. § 19. Beendigung der Kommanditgesellschaft auf Aktien ohne Liquidation und ohne Konkurs. § 20. Die Beendigung der Kommanditgesellschaft durch den Konkurs. — Gesetzesregister.

Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber in München NW. 12